

Reinhard Haneld

»Keine Macht den Drögen!«

Die Philosophie und das Gespenst der Sucht

Meine Damen und Herren,

wenn man Bausteine zu einer Philosophie des Genusses zusammensucht, kommt man nicht darum herum, sich auch ein paar nüchterne Gedanken über Rauschdrogen zu machen. Philosophen und Drogen-Verbraucher haben ja eines gemeinsam: Sie wollen vom Menschheits-Traum höchster Glückseligkeit nicht lassen. Der Unterschied besteht darin, daß die einen noch suchen, was die anderen schon meinen, gefunden zu haben. Drogen sind natürlich ein heikles Thema, schon die beiden Punkte über dem »O« im Vortragstitel waren einigen städtischen Ankündigungen zu brisant, um sie stehen zu lassen. Wer nicht einfällt in den Chor der rituellen Beschwörung, unter allen Umständen von Drogen die Finger zu lassen, begibt sich leicht auf vermintes Gelände. Aber wer, wenn nicht die Philosophie, darf sich das Recht nehmen, über Fragen nachzudenken, ohne gleich auf Praxis, Politik und Gesetzgebung zu schielen? Wir lassen uns nicht beirren und betreten furchtlos den schwankenden Boden – so wie die Männer in der folgenden Anekdote.

Das trunkene Schiff

Der längst vergessene spätantike Historiker Timaios von Tauromenion berichtet aus der antiken Stadt Agrigent auf Sizilien von einem Haus, das man im Stadtgespräch nur »die Triere« nannte – wie das Kriegsschiff mit drei Reihen von Ruderern. Damit hatte es folgende Bewandnis. Einst versammelte sich dort ein Dutzend junger Männer zu einem Symposion, das legendär wurde nicht wegen der dort geführten Gespräche, sondern durch die Art, wie es aus dem Ruder lief.

Wahrscheinlich hatte man es unterlassen, den traditionell vorgesehenen Symposiarchen zu wählen, der Trinktempo und -stärke zu überwachen hatte; vielleicht trank man entgegen hellenischer Sitte den Wein *'akrátos*, also unvermischt, ohne Wasser und aus großen, tiefen Kelchen. Die Stimmung stieg jedenfalls in flottem Tempo, das Gelage nahm Fahrt auf, die Wogen schlugen höher, und dann

ging irgendwann die Übersicht von Bord. Die Männer wurden vom Wein so wirt im Kopf, daß sie, als der Boden unter ihnen merklich zu schwanken anfang, die feste Überzeugung gewannen, in einer Triere zu sitzen und bei hohem Wellengang durch einen mörderischen Sturm zu rudern. Im Rausch gerieten sie dabei derart außer Rand und Band, daß sie begannen, sämtliche Möbelstücke und Einrichtungsgegenstände des Hauses aus den Fenstern zu werfen, vor denen sich schon allerlei Volk versammelt hatte, um das weggeworfene Besitztum dankend heimzutragen. Die wackeren Vollmatrosen focht das nicht weiter an. Ho - Ruck! flogen die Betten, Schränke und Webstühle, die Krüge, Kasten und Schalen hinterher.

Als das Randalieren gar kein Ende nehmen wollte, erschien schließlich die Obrigkeit auf dem Plan, um die wüste Wein-Marine ins Gebet zu nehmen bzw. nach Möglichkeit zwangsweise vor Anker zu legen. Die blauen Jungs hatten inzwischen schon keine Tasse mehr im Schrank und litten allesamt an schwerer Seekrankheit, gaben aber noch lallend zu Protokoll, ihr Kapitän hätte ihnen hundertprozentig Order gegeben, allen Ballast über Bord zu werfen, um ihren taumelnden Kahn vor dem Absaufen zu bewahren. Befehlsnotstand also, auch Säufer möchten nicht ertrinken. So hatten sich denn die maritimen Kampfrinker unter dem Kommando von König bzw. Käpt'n Alkohol immerhin entschlossen über Wasser gehalten – während sie in einem Meer von Wein untergingen...

Ob solche wahrhaft mythischen Besäufnisse öfter vorkamen, weiß man nicht. Denkbar ist es schon – sonst gäbe es in dieser Zeit nicht so viele Diskurse über Wein-Genuß und Trunkenheit. Immerhin endet sogar das hochgeistige philosophische SYMPOSION des Platon damit, daß außer Sokrates alle Teilnehmer volltrunken unter den Tischen liegen. So ungewöhnlich kann das also nicht gewesen sein. Hatten unsere edlen alten Griechen etwa, wie man heute gern hüstelnd sagt, ein ... »Alkoholproblem«? Nun ja, zumindest besaßen sie schon ein Bewußtsein für das Problematische der Trunkenheit, für die faszinierende Macht des Weines und die Gefahren, die dessen ungehemmter Genuß heraufbeschwören konnte. Der Wein spielte eine so elementare Rolle in der griechischen Geselligkeit, daß Philosophen ihm auch theoretisch Beachtung schenkten. Aristoteles, Theophrast und mehrere andere Philosophen sollen Schriften »Über die Trunkenheit« verfaßt haben, und Platons spätes Monumentalwerk der

NOMOI widmet gleich zu Beginn volle zwei Bücher der Frage, wozu Wein-Gelage gut sind, wie man sie regulieren und reglementieren soll und welche Bedeutung sie für die Staatsräson haben.

Lotophagen, Mystiker und Philosophen

Schon viel früher, in den homerischen Epen, ist die tiefe Sorge beurkundet, mit der die Macht der Drogen beobachtet wurde. Zu Beginn der ODYSSEE landet der Held mit seinen Gefährten auf der Heimfahrt vom trojanischen Kriegsschauplatz bei dem friedlichen, sanften Volk der Lotophagen, der Lotus-Esser, die ihre mysteriöse Nahrung bereitwillig mit den rauen Kriegern aus dem Nordosten teilen. Wir wüßten ja gern, was das für ein wunderliches Gemüse gewesen sein mag! Seine Wirkung ähnelte jedenfalls der eines hochpotenten Opiats. Im träumerischen Halbschlaf seligen Vergessens und zielloser, süßer Kontemplation dämmerte man nach seinem Genuß dahin, wunschlos und sorgenfrei, in träger, selbstversunkener Euphorie.

Odysseus erschrickt angesichts der Wirkung der Droge bis ins Mark. Mit solchen Lotus-bekifften, glücksglinsenden Dämmer-Hippies kann er die Heimkehr nach Ithaka gleich abschreiben! Offenbar hat er noch Reserven nüchterner Krieger, denen er kurz entschlossen befiehlt, die bereits affizierten Lotus-Junkies seiner Mannschaft zu packen, in Ketten zu legen und gewaltsam auf die Schiffe zu verbringen. Während er mit vollen Segeln davonrauscht, jammern und zittern die Entführten unter Deck auf kaltem Entzug. Das epische Log-Buch vermerkt lakonisch: »Also steuerten wir fürder hinweg, / schwermütigen Herzens«.

Die Schwermut, mit denen sie dem regressiven Glück des Lotus nachträumen, ähnelt der Beklommenheit aller, denen die Droge den Vorschein eines Paradieses gezeigt hat, nur um sie dann in eine umso schmerzhaftere, klamm-kalte Wirklichkeit zurückzuwerfen. Das Leben ohne Betäubung kann zur Qual werden. Odysseus begreift die unabweibare, wengleich bittere Wahrheit: Arbeiten, rudern, kämpfen, Gefahren wagen und bestehen, Kulturwerke schaffen – das leisten nur Menschen, denen der Schmerz des Begehrens im Herzen wühlt, denen nachts die Erinnerung an Heimat und Liebe den Schlaf raubt und die von der Peitsche des Hungers und der Angst vorwärtsgetrieben werden. Schmerz und Sorge sind konstitutiv für die menschliche Existenz – sie halten für immer die Versuchung wach, ihnen mit Hilfe von betäubenden oder

berauschenden Drogen zu entfliehen. Die Drogen sind integrierter und intregaler Bestandteil der *conditio humana*. Sie stellen eine Art anthropologische Reiserücktrittsversicherung dar; mit ihnen macht die Natur dem Menschen das Angebot zum beschleunigten Rücksturz ins Animalische. Wer den Wundschmerz nicht mehr erträgt, den die Trennung vom All-Einen der instinkt- und triebgesteuerten Natur verursacht, hat die Möglichkeit, auf einem Seitenpfade durch die angelehnte Tür heimzukehren in den Schoß der Bewußtlosigkeit, der Schmerzfreiheit und Sorglosigkeit des animalischen Naturwesens. Drogen sind das biochemische Äquivalent von Religion und Metaphysik.

Die von Marx unterstellte Verbindung von Opium und Religion ist im Grunde weniger polemisch, als man denkt. Beide antworten auf das gleiche anthropologische Grundbedürfnis. Wenn Religion »Opium für's Volk« ist, dann ist Opium vielleicht die Religion der Gebildeten und Betuchten. Vom materialistischen Gesichtspunkt aus besteht zwischen Transgression und Regression kein substantieller Unterschied. Das mystische Erlebnis der Einheit in Gott, die *unio mystica*, beruht auf der massiven Überschwemmung des Gehirns mit körpereigenen Drogen, dem Adrenalin und den Endorphinen. Kulturbedingte Konventionen veranlassen uns, den religiösen Virtuosen und Mystiker höher zu schätzen als den Opiumesser. Beiden geht es aber gleichermaßen um ein Durchschreiten der »Pforten der Wahrnehmung«, um außersinnliche Visionen und Entgrenzungserlebnisse.

Der Bilderrausch eines LSD- oder Mescaline-Trips könnte, wie im folgenden Text, beschrieben werden als

»jäh(e)s Hingerissensein des Geistes. Es scheint dabei wirklich so, als verlasse er den Leib, wobei es andererseits keinen Zweifel gibt, daß die betreffende Person nicht tot ist; zumindest einige Augenblicke lang aber kann sie selber nicht sagen, ob sie im Körper ist oder nicht. Es scheint ihr, als sei sie mit ihrem ganzen Wesen in einer fremden Region gewesen, die ganz anders ist als die, in der wir leben. Dort zeigt sich ihr ein anderes Licht, das so verschieden von dem hiesigen ist, daß es ihr unmöglich wäre, auch wenn sie sich ein ganzes Leben darum bemühte, es sich mit all den anderen Dingen auszudenken. In einem Augenblick wird ihr da eine solche Unzahl von Dingen gezeigt, daß sie in vielen Jahren der Mühe mit ihrer Phantasie und ihrem Denken nicht ein Tausendstel davon zusammenbrächte. Dies ist keine Vision des Verstandes, sondern bildhafte Schau...« ,

begleitet von »einer Art von Verzückung«, von »köstlichem Duft«, »großem Licht«, »wohligere Wärme«, »unbändiger Sehnsucht«, »Wohlgefühl und Sanftheit«, »Klarheit«, »große Ruhe«, »andächtiger und friedvoller Sammlung«, »Liebe«, »Ekstase«, aber auch von Synästhesien, Empfindungen »feueriger Pfeile«, dem »Durcheinanderzwitschern von Vögeln« im oberen Teil des Kopfes, »durchdringendem Pfeifen«, »lustvollen Qualen.« (Teresa v. Avila, »Die innere Burg«, S. 143f et passim).

Sie ahnen es vielleicht – hier wird gar kein Drogenrausch beschrieben. Die Hl. Teresa von Avila erzählt hier vielmehr von ihren mystischen Ekstasen beim Gebet. Die Schilderungen ließen sich problemlos durcheinandermischen mit Charles Baudelaires berühmten Beschreibungen der »künstlichen Paradiese« von Haschisch und Opium – es fiel schwer, einen Unterschied zu entdecken. Die visionäre Rhetorik ist exakt dieselbe.

Drogen passen wie ein Schlüssel in das Schloß, das die menschliche Existenz bildet. Es hat selten einen abgeschmackteren, einfältigeren Spruch gegeben als die geläufige Abstinenzler-Losung »Keine Macht den Drogen!«. Das ist, als ob man die Parole ausgabe: »Nieder mit der Schwerkraft!« Die ungeheure, auf der *conditio humana* beruhende Macht und Anziehungskraft der Drogen anzuerkennen und ihr mit gebührendem Respekt zu begegnen, ist gerade die unerläßliche Voraussetzung, um ein reifes, widerstandsfähiges Verhalten ihnen gegenüber zu entwickeln! Der Mensch, wie Nietzsche sagte: das »kranke Tier«, das »wahnsinnige Tier«, das »nicht festgestellte Tier«, ist durch seine exzentrische, zerrissene Existenz mit einer Wunde geschlagen, die ihn anfällig macht für die große Verführung zur Regression. Das ist keine Charakterschwäche, keine Krankheit und nicht das Problem sogenannter Alkoholkranker oder Süchtiger, die sich dafür schämen müßten – es gehört zur tragischen Konstitution menschlicher Existenz.

Doch ich greife vor. Zurück zu Homer und den loto-phagischen Räuschen! Der opioide Lotus im homerischen Epos entfaltet seine Verführungskraft, weil er Vergessen gewährt. Schmerz und Sorge werden gelöscht, der Antrieb erstirbt. Im gegenwartsversunkenen Vergessen, »im Dunkel des gelebten Augenblicks« (E. Bloch) stillt der Lotus den Schmerz, den Heimweh und Sehnsucht in den Männern wachhalten. Betäubt wird nicht nur die alltägliche Sorge, sondern mehr noch der Schmerz

der Individuation, der Vereinzelung und Einsamkeit, gelindert wird die Pein, ein von der All-Einheit des Seins getrenntes Ich sein zu müssen, das allein auf sich gestellt dem Druck einer widrigen Welt standhält.

Das »ozeanische Gefühl«, wie Freud es nannte, die Entpersönlichung, Entgrenzung des Ich, das Aufgehen im Ganzen lockt als regressiver Rücksturz in den bergenden Uterus mütterlicher Allnatur. Sich selbst erleuchtet, wirken die narkotisierten Lotus-Esser freilich auf Nüchterne wie stumpfsinnig; sie sind noch schlimmer dran als jene Krieger, die von der Zauberin Kirke in Schweine verwandelt werden. Die sind doch wenigstens, wenn auch in Tiergestalt, noch Menschen mit wacher, tätiger Vernunft; der Lotus-Beglückte aber ist de facto ein Tier und weiß, wie Nietzsche sagt,

»nicht was Gestern, was Heute ist, springt umher, frisst, ruht, verdaut, springt wieder, und so vom Morgen bis zur Nacht und von Tage zu Tage, kurz angebunden mit ihrer Lust und Unlust, nämlich an den Pflock des Augenblicks und deshalb weder schwermüthig noch überdrüssig.«

Nietzsche spricht hier nicht über Drogen, sondern über das Vergessen, und damit schließlich doch über das wichtigste Narkotikum. Er fährt fort:

»Dies zu sehen geht dem Menschen hart ein, weil er seines Menschenthums sich vor dem Thiere brüestet und doch nach seinem Glücke eifersüchtig hinblickt – denn das will er allein, gleich dem Thiere weder überdrüssig noch unter Schmerzen leben, und will es doch vergebens, weil er es nicht will wie das Thier. Der Mensch fragt wohl einmal das Thier: warum redest du mir nicht von deinem Glücke und siehst mich nur an? Das Thier will auch antworten und sagen, das kommt daher dass ich immer gleich vergesse, was ich sagen wollte – da vergass es aber auch schon diese Antwort und schwieg: so dass der Mensch sich darob verwunderte.« (KSA 1, 248)

Ein anthropologischer Fluch

Ein anthropologischer Fluch begleitet den Menschen: Er hält mit der Droge den Schlüssel zum Glück in der Hand, darf ihn aber kaum benutzen, wenn er nicht aufhören will, Mensch zu sein. Da breitet die Natur gastfreundlich ihre Gaben aus, die uns Schmerzlosigkeit, Schlaf oder köstliches Hochgefühl verheißen, sie läßt den Schlaf-Mohn wachsen und das Hanf, die Betel-Nuß, den Coca-Strauch, die Tollkirsche, das Zuckerrohr und die Weinrebe und noch hundert andere Narkotika und bewußtseinsverändernde Pharmaka – aber wir dürfen nicht zugreifen, denn diese Gaben sind ver-

giftet, tückische, toxische Trost- und Lockmittel, die uns zurückziehen wollen in die Bewußtlosigkeit der Natur und uns erneut fesseln an den Pflock des dunklen Augenblicks. Das Glück der Droge ist auf lange Sicht beides: zu billig und zu teuer.

Was ihre größte Attraktion zu sein scheint, ist auch ihr Verhängnis: Die jederzeitige Verfügbarkeit des Glücks impliziert dessen Zerstörung. Der englische Romantiker Thomas de Quincey schildert die täuschende Verlockung des Opiums in der eindrucklichen Beschreibung seiner eigenen »Drogen-Karriere«, den »*Bekanntnissen eines Opium-Essers*«:

»Das große Geheimnis des Glücks, über das die Philosophen so viele Jahrhunderte hindurch gestritten hatten, war also zweifelsfrei entdeckt! Man konnte das Glück für einen Penny kaufen und es in seiner Westentasche nach Hause tragen; die Ekstase ließ sich in eine Flasche einschließen und der Seelenfriede sich in einer Postkutsche verfrachten. Der Leser wird vielleicht denken, ich wollte scherzen, aber... ich darf versichern, daß dem, der längere Zeit mit dem Opium umgegangen ist, das Lachen bald vergehen wird.« (zit. n. Ch. Baudelaire, »*Die künstlichen Paradiese*«, in: Ges. Werke / Briefe, München / Wien 1989, Bd. 6, S. 128)

Die panische Flucht des Odysseus vor den Loto-phagen war, wie ihm Adorno und Horkheimer in ihrer »*Dialektik der Aufklärung*« bescheinigen, von menscheitsgeschichtlicher Weitsicht. Der Mythos verklärt eine schmerzliche Menschheitsentscheidung, die immer wieder auf's Neue getroffen werden muß. Eine Gattung von selbstvergessenen Lotophagen hätte sich kaum den ganze Erdkreis untertan gemacht. Das synthetische, allezeit verfügbare Pfennig-Glück der Droge zehrt, indem es das Begehren löscht, alle Aussicht auf reale Befriedigung auf. Dieses Glück wird auf mittlere oder längere Sicht zu teuer bezahlt: Sein Preis ist die Souveränität des Willens. Es lähmt.

Auf dem Spiel steht die Freiheit. Bald wird der listenreiche Held des Epos diesen Wissen instrumentell einsetzen und seinerseits bewußt eine Droge als Waffe verwenden: Ohne den schweren, süßen Rotwein, den er dem menschenfressenden Kyklopen Polyphem gleich schlauchweise in den Rachen schüttet, hätte er das vormenschliche Ungeheuer weder blenden noch sich aus dessen Höhle befreien können...

Der Wein und das Heilige

Der Lotus ist eine mythische Droge, der Wein dagegen sehr real. Vielleicht ist er das älteste pharmazeutische Trostmittel der Menschheit.

Getrunken wurde schon, bevor man schreiben konnte. Keinem Rauschmittel wurden so glühende Hymnen der Liebe und Verehrung gesungen. Doch seine Menschenfreundlichkeit ist ambivalent, und wenn die Freundschaft zu eng wird, zeigt er sein anderes, furchterregendes Gesicht.

Göttliche Ambivalenz: der Wein

Am göttlichen Getränk versehrt sich, wer ihm zu nahe kommt. Schon die althebräischen Weisheitsprüche der Bibel hüten dieses Wissen und warnen:

»Laß dich nicht vom Wein verführen! Er funkelt so rot im Becher und gleitet so angenehm durch die Kehle; aber dann wird es dir schwindlig, als hätte dich eine giftige Schlange gebissen. Du siehst Dinge, die es gar nicht gibt, und redest dummes Zeug. Du fühlst dich wie auf stürmischer See (sic!, R.H.), wie einer, der im Mastkorb eines Schiffes liegt. Wenn du wieder zu dir kommst, sagst du: 'Man muß mich geschlagen haben, aber es hat nicht wehgetan. Man muß mich verprügelt haben, aber ich habe nichts gespürt. Wie werde ich nur wach? Ich brauche einen Schluck Wein, ich will wieder von vorn anfangen!'« (Spr. 23,18)

Eine uralte und, wie es aussieht, ewig junge Erfahrung! Aber so alt diese alttestamentliche Kater-Predigt sein mag, noch älter ist die Ehre, die dem Wein im Nahen Osten, Nordafrika und Teilen Europas erwiesen wurde.

Der biblische Menschheitsstammvater Noah pflanzte – praktisch als erste Kulturtat der neuen Menschheit nach der Sintflut! – einen Weinstock, erntete, kelterte und betrank sich hernach bis zum Umfallen. (Dr. Martin Luther soll sich übrigens, als er über die entsprechende Bibelstelle zu predigen hatte, zuvor im heroischen Selbstversuch ein oder zwei Liter Wein gegönnt haben, um die Entgleisung richtig nachfühlen zu können...)

Die ältesten Spuren menschlichen Weinanbaus in Zentralgeorgien, Armenien, Turkestan und Mesopotamien sind 7400 Jahre alt. Die Ägypter benutzten Wein schon 3000 Jahre v. u. Z. bei religiösen Anlässen und Begräbnissen. Vor 4.700 Jahren erwähnten sumerische Schriften erstmals eine Weingöttin. Seither wurde der Wein immer wieder vergöttlicht, am nachhaltigsten in der Gestalt des Gottes Dionysos, der mit seinem berauschten, ekstatischen Zug von Indien kommend über den Nahen Osten und Kleinasien nach Griechenland einbrach und dort einen mächtigen Kult begründete, bevor er sich unter dem Namen Bacchus im Römischen Reich etablierte.

Wie die meisten Rauschdrogen ist auch der Wein, wenn wir ihn denn dazurechnen dürfen, von jeher mit religiösen Vorstellungen und kultischen Praktiken verbunden, und bleibt es im Abendland durch den christlichen Kult, der ihm eine sakramentale Bedeutung verleiht, bis heute. Die Fähigkeit der Drogen, außeralltägliche, ekstatische Zustände des Rausches zu bewirken, macht sie zu einem Medium tiefgreifender sakraler Erfahrung.

Das Heilige, sagt der Religionswissenschaftler Rudolf Otto, ist gekennzeichnet durch die Merkmale des *tremendum* und des *fascinatum*: Es besitzt eine unendlich faszinierende, begehrenswerte Attraktivität und zugleich etwas Entsetzenerregendes, Furchteinflößendes, auch schockierend Abstoßendes. Ebendies sind Charakteristika auch jeder stärkeren, bewußtseinsverändernden Droge. Drogen sind »heilig«. Sie üben eine verführerische, sehnsuchterweckende Anziehungskraft aus und sind zugleich, in ihrer Übermacht, Unkontrollierbarkeit und todbringenden Abgründigkeit ängstigend und furchtbar. Drogen haben deshalb niemals in der Geschichte aufgehört, Menschen in ihren Bann zu ziehen, zu faszinieren und zugleich auf angstlustbesetzten Abstand zu halten. Ihre Ambivalenz zeigt sich gerade dann, wenn Tabus gebrochen, das Heilige profaniert und Drogen zu entritualisierten, alltäglichen Genußmitteln werden. Sie sperren sich gegen umstandslose Veralltäglichung und rächen sich, wenn man ihnen keinen Respekt entgegenbringt.

Rausch-Gott Dionysos

Ist es ein Wunder, daß die Griechen im ursprünglichen Vegetations- und Fruchtbarkeitsdämon Dionysos, der den Menschen den Wein und den Rausch schenkte, ihren mächtigsten und furchtbarsten Gott erfanden? Im orgiastischen Taumel seines Siegeszuges wurde alles mitgerissen, grausam zerrissen, was sich ihm entgegenstellte. Ein tobender, unkontrollierbarer, »wahnsinniger« Gott, ein Gott im gewalttätigen, sexualisierten Vollrausch, den man nicht beherrschen, nur beschwichtigen und mit kultischen Festen und Riten besänftigen konnte.

In seiner Gestalt spricht sich die elementare Wahrheit des Naturprozesses aus, beides, Schöpfung und Vernichtung zu vereinigen: in dem Verlangen nach wollüstiger Auflösung und rauschhafter Ekstase, die periodisch das realitätsangepaßte nüchterne Alltagsleben aufbrechen muß, um sein Gleichgewicht zu erhalten. Alljährlich feierte Athen daher

den unbändigen Gott des Rausches mit Prozessionen, Gesängen, Theateraufführungen und zunehmend auch mit trunkenen, karnevalesken Umzügen und Orgien. Anders als im militaristischen, sauertöpfisch-theokratischen Sparta traute man sich in Athen nicht, dem Gott des Weines den Tribut gänzlich zu verweigern. Die Spartaner verboten, zeitweilig wenigstens, den Wein, die Athener erlaubten ihn, umgaben seinen Genuß jedoch mit einem wachsenden Wall besorgter Diskurse.

Platons List: Alkohol-Gymnastik

Die skrupulöseste Bedenklichkeit legte Platon an den Tag. Wein bewirkt bei den Männern im Krieg Furchtlosigkeit, konstatiert er. Seit ältesten Zeiten putscht man ja schon die Mordlust und Blutgier jugendlicher Soldaten mit Alkohol auf. Sturzbetrunken fürchtet man den Tod nicht, verliert alle Regungen der Vorsicht und des Mitleides, metzelt im Rausch, stürmt besinnungslos brüllend dem Feind entgegen. Nun gut, aber diese menschlich schöne und wertvolle Wirkung hat der Wein nur im Krieg. Aber daheim, unter Freunden, in der geselligen Runde im Männerraum? Wir haben ja gehört, was er da anrichten konnte, bei den wackeren Geisterfahrern auf dem Weinmeer. Was sollte daran gut sein?

Platon will das in den *NOMOI* untersuchen. Ein Athener, ein Spartaner und ein Kreter, letztere beide überzeugte Abstinenzler, diskutieren die starke These des Atheners, der Weingenuß habe staatspolitisch und pädagogisch eine positive Bedeutung. Man ist mißtrauisch. Macht der Weingenuß denn nicht kindisch? Und wer wollte als erwachsener Mann freiwillig wieder zum Kind werden, das Unfug redet und übermütig Possen treibt? Schlimm genug, daß man als Greis ohnehin wieder kindisch werden muß!

Platons Athener schafft es aber tatsächlich, den gepflegten Herren-Umtrunk als subtile, staatstragende pädagogische Übung zu verkaufen. Seine Argumente kommen uns ein bißchen exotisch vor, sind aber nicht ohne Witz. Kurz gesagt verhält es sich so: Der Wein vertreibt also die Furcht. Furcht gibt es aber in zweierlei Form: Als Angst, zu Schaden zu kommen, wenn man der Gefahr oder dem Feind gegenübersteht, und zum anderen als Scham, als Angst vor Schande und Unehre unter dem kritischen Blick der Anderen. Die Furcht vor dem Feind ist schlecht, die Angst um den eigenen Ruf hingegen förderlich. Nun trainiert man Furcht-

losigkeit vor dem Feind am besten mitten in der Gefahr, das heißt auf dem Feld. Aber wie erzieht man dazu, sich schamhaft, gesittet und auf seine Ehre bedacht aufzuführen? Dafür eignet sich gerade – das Symposion!

Beim Weingelage begibt man sich in eine risikoarme Testsituation. Der Wein macht auch hier furchtlos, aber in diesem Fall setzt er die »gute« Furcht, das selbstkritische Bewußtsein, die Schamhaftigkeit herab und bedroht sie mit Auflösung. Hier kämpft der tapfere Mann nicht mit Schwert und Schild, sondern mit Kelch und Mischkrug. Vom Wein erhitzt, mit gelöster Zunge und herabgesetzter Selbstkritik kann er üben, sich selbst zu beherrschen, Maß zu halten, sich nicht gehen zu lassen. Auch eine Art von »Kampf-Trinken« also, eine alkoholisch-pädagogische Rausch-Gymnastik zur Stärkung der moralischen Abwehrkräfte – der Wein dabei als Sparringspartner, dem man gewachsen bleiben muß, indem man die Kontrolle nicht verliert, seine Zunge beherrscht, nicht sentimental oder albern wird, nicht mit Möbeln schmeißt, kurz: den verkindernden Effekten des Weines mannhaft widersteht.

Das Schöne an dieser Übung ist: Sollte der Wein sich einmal als Sieger erweisen, bleiben die Folgen kalkulierbar. Man ist ja unter Freunden, im intimen Rahmen, unter seinesgleichen. Wer dem Wein dieses Mal unterlag, mußte halt weiter trainieren, trainieren und nochmals trainieren! –

Soviel verschmitzte List hätte man dem verbohrten Genußfeind Platon, wenn er denn hier aus der Figur des Atheners spricht, gar nicht zugetraut. Allerdings erlaubt er den Weingenuß auch nur im Rahmen der pädagogisch kontrollierten Intoxikation, nicht etwa zum zweckfreien Vergnügen –

»Wenn es aber als heiteres Spiel betrieben wird und jedem, der will und wann er will und mit wem er will, zu zechen erlaubt ist, und dies in Verbindung mit allen möglichen sonstigen Gewohnheiten, dann möchte ich nicht meine Stimme dafür abgeben, daß ein solcher Staat oder ein solcher Mann sich je der Trunkenheit hingeben darf...« (674a)

Man hat es geahnt. Zur Libertinage wird Platon sich nicht hinreißen lassen. Alles was mit unschuldigem Genuß zu tun hat, ist ihm verdächtig: Jugendlichen unter 18 Jahren möchte er den Wein gleich ganz verbieten, bis zum dreissigsten Jahr dürfte ein Mann dann, wenn es nach ihm ginge, wenig und maßvoll, nie aber bis zum Rausch trinken. Erst dem alten Mann gönnt der strenge Wassertrinker Platon ein kleines Räuschlein dann und wann:

»...geht er aber auf die Vierzig zu, so soll er sich's bei den gemeinsamen Mahlzeiten wohlsein lassen und die übrigen Götter anrufen und insbesondere den Dionysos herbeirufen zur weihevollen Feier und zum heiteren Vergnügen der Alten, das er den Menschen als helfendes Heilmittel gegen den strengen Ernst des Alters geschenkt hat, so daß wir wieder jung werden und durch das Vergessen des Unmuts die harte Sinnesart der Seele wieder weicher wird...« (NOMOI, 666 b)

Der Philosoph ist aber ein solcher Mucker, daß er nicht einmal den Greisen gänzlich zweckfreien Genuß erlauben möchte: Verschämt versteckt er die Trink-Lizenz hinter dem Vorwand, sie solle dazu dienen, den Männern die Schüchternheit beim Gesang zu nehmen und singen sollen sie, die Greise, nämlich zu Ehren der Götter! Unter allen volkspädagogisch ambitionierten Philosophen ist Platon schon ein ganz besonderes Exemplar!

In diesem Fall liegt er mit seinen Vorstellungen aber wohl nicht sehr weit vom *common sense* der Zeit entfernt. Man traute in der Tat denjenigen nicht recht, die ihre Standfestigkeit beim Wein nicht schon unter Beweis gestellt hatten. Besonders Politikern und Rednern begegnete man, wenn sie notorische Wassertrinker waren, mit Vorsicht. Der große Rhetor Demosthenes, ein stadtbekannter Abstinenzler, mußte sich beklagen: »*Weil ich Wasser trinke, sagen sie, ich sei übellaunig und mürrisch*«. Auch was den Wein angeht, ist die griechische Kultur eine des Maßes und der Selbstbeherrschung, nicht aber der Verbote, Ächtungen und Repressionen.

Ängstliche Trinker, ohne »Sucht«

Trotzdem herrschte keine allgemeine Libertinage. Die Griechen waren, trotz ihrer Toleranz gegenüber Trunkenbolden, allemal ängstliche, vorsichtige Trinker. Als einzige Kultur im Mittelmeerraum verdünnten sie ihren Wein für gewöhnlich. Das Mischungsverhältnis von 2 Teilen Wein auf fünf Teile Wasser galt als vornehm, damit entsprach der Alkoholgehalt des Getränks etwa dem unseres heutigen Bieres und es wurde auch in entsprechenden Mengen getrunken. In den Augen der Griechen tranken nur Barbaren wie die Skythen oder charakterlich haltlose, gierige Männer wie Alkibiades unvermischten Wein.

Der aristotelische Ethos vom Maß der Mitte war verbreitet und als Ideal akzeptiert. Nur Wasser oder puren Wein zu trinken – beide Extreme waren verpönt. Trotzdem fehlt dem hellenischen

Diskurs über die Trunkenheit im Vergleich zu modernen Besorgnissen eine wesentliche Komponente. Der Zug des Dionysos ist zwar bunt und wüst, Tiger, Leoparden, wilde Weiber und geile Satyrn ziehen mit ihm, aber es fehlt im Gefolge ein Dämon, der heute die Oberhoheit über den Diskurs ausübt: das moralmedizinische Schreckgespenst der »Sucht«! Es lohnt sich, dieser Sache nachzugehen und das griechische Altertum als Kontrastfolie zu benutzen, um die aktuelle Situation besser zu verstehen.

– »Haben Sie schon einmal daran gedacht, Alkoholiker zu sein?« – Diese moralisierende, sich selbst bestätigende und verstärkende Insinuation des geläufigen medizinischen Fragebogens hätte dem weinseligen Trinker der Antike nichts gesagt, und das nicht nur, weil die Griechen noch nicht wußten, was Alkohol oder Alkoholismus bedeutet. Sie besaßen überhaupt keine Vorstellung von »Mißbrauch«, »Sucht« oder »Abhängigkeit«, diesen paranoiden Konstrukten medizinisch-moralischer Selbstdisziplinierung, die das Trinken vom Genuß abkoppelt, unter prinzipiellen Verdacht stellt und zur bedenklichen Gewissenssache macht. Natürlich kannte man den *philopótes*, den passionierten Trinker, und verspottete ihn gern in den attischen Komödien. Man hielt seiner überzogenen Liebhaberei aber nicht vor, ein medizinisches Problem darzustellen.

Mit der Silbe »*philo-*« läßt sich im Altgriechischen alles verbinden, was sich Gegenstand einer übertriebenen Neigung anbietet. Die Komödie kennt den »*Opsophilen*«, den Freßsack, den »*Philoponos*«, den workaholic, dann den »*Pornophilen*«, was ich nicht übersetzen muß, ferner »*Prozessophile*«, Streithansel, und eine Komödie veralbert sogar einen »*Opferfestophilen*«. Leute, die sich in einen spezifischen Genuß allzu leidenschaftlich verliebten und ihm monomanisch Zeit und Geld opferten, nannte man *akráteis* oder *akolastoí*, also unbeherrscht, hemmungslos und unverbesserlich, aber man hielt sie nicht in unserem Sinne für krank oder charakterlich verwahrlost.

Das berühmte moralische Typen-Handbuch des Aristoteles-Schülers Theophrast, die »*Charakteren*«, kennt zwar Figuren wie den Prahlhans, den Abergläubischen, den Schwätzer, den Taktlosen, den Feigling, den Schmeichler oder den Geizigen – einen »*Süchtigen*« sucht man aber unter den

dreissig unangenehmsten Charakter-Typen vergeblich. James N. Davidson, ein kenntnisreicher Historiker antiker Genüsse, hat festgestellt:

»Die Griechen ... kannten keine besondere Kategorie für konsumierbare Güter, die sich zum Mißbrauch besonders eigneten, sondern für sie war der Kampf gegen die Begierde eine normale Angelegenheit. Sie sahen sich allen möglichen Mächten ausgesetzt. Die Wonnen dieser Welt lauerten hinter der nächsten Ecke, um sie zu überwältigen. Die Tafelfreuden, Aale und gebratene Thunfischfilets, blumige Weine und vor allem natürlich die Schönheit des menschlichen Körpers übten eine starke Wirkung auf alle aus, die in dieses Gravitationsfeld gerieten. Es war kein spezieller Mechanismus am Werk, der eine besondere Abhängigkeit erzeugt hätte.« (J. N. Davidson, »*Kurtisanen und Meeresfrüchte*«, Berlin 1999, 166)

Für die Griechen gab es einen ständigen Kampf zwischen dem Ich und der sinnlichen Welt mit ihren zahllosen Verlockungen und Freuden. Zwischen beiden agierte der Körper, der, in seinem Begehungsvermögen tausendfältig gereizt, ständig zum Verräter der Souveränität zu werden drohte und daher sorgfältig an die Leine gelegt werden mußte, zumindest wenn man vorhatte, öffentliches Ansehen zu genießen, in ehrenvolle Ämter gewählt oder militärisch befördert zu werden. Daß jemand scharf auf Delikatessen war, den milden Rausch eines köstlichen Weines verehrte oder dem *sex appeal* knackiger Knaben und williger Flötenmädchen verfallen war, hielt man für normal und durchaus begreiflich. Ein lebensfroher Genießer halt – wen verlocken die Freuden des Lebens nicht? Wer möchte nicht das Leben in vollen Zügen genießen? Es bestand kein Anlaß, den Sex, die Kulinarik oder den Wein deshalb zu verteufeln, als Droge zu dämonisieren, deren unerklärlicher Gewalt man zum Opfer fallen könnte!

Man trinkt Wein, um betrunken zu werden. Wozu denn sonst? Wenn er unter Umständen – in der Antike war das allerdings keineswegs immer der Fall – auch noch hervorragend schmeckte, erhöhte das das Vergnügen. Noch unbekannt war die kuriose Heuchelei des modernen, geschmäcklerischen »*Weinkenners*«, der sich an den Nuancen des Aromas, der Farben und Buketts ergötzt, über Rebsorten, Lagen und Jahrgängen rasonniert und dabei so tut, als sei der alkoholische Rausch, den der Wein hervorruft, reiner Zufall und eine zu vernachlässigende Nebensächlichkeit, die man halt notgedrungen in Kauf nimmt.

Sie werden heute kaum noch jemanden finden, der in guter Gesellschaft zugäbe, er tränke, um den Rausch zu genießen, den der Wein vermittelt. Das war nicht immer so. Zu Beginn des platonischen Symposions« diskutiert die Gesellschaft aus Ärzten, Dramatikern und Philosophen in aller Gelassenheit, ob man, weil man noch vom Vortag her verkatert ist, einfach einmal *προσ ηδονην*, »nur zum Vergnügen«, trinken sollte anstatt wie üblich *δια μετησ*, »um des Rausches willen«. Letzteres war der gewöhnliche Zweck des Gelages, wie denn auch nicht?

Für eine Unterscheidung in moralisch erlaubten »richtigen« Gebrauch und einen verwerflichen »Mißbrauch« des Weines fand sich keine Grundlage. Wer sich am Wein berauscht, »mißbraucht« ihn nicht, sondern verwendet ihn ziemlich genau zu dem Zweck, zu dem er hergestellt wurde. Nicht die Tatsache des Genusses und der Lust stand unter Verdacht, sondern das Überschreiten des mittleren, vernünftigen Maßes.

Um den Unterschied formelhaft zu bezeichnen: Für die Griechen war der Gewohnheitstrinker nicht »abhängig« vom Wein, der Droge, sondern eine Art Sklave seiner eigenen, im Prinzip jedoch ganz legitimen Begierden. Er galt also nicht als »alkoholabhängig«, sondern allenfalls als vergnügungssüchtig. Wer mit Möbeln wirft, kraweelt oder Schlägereien anfängt, hat den Genuß zu weit getrieben bzw. bezahlt einen zu hohen Preis dafür. Außerdem belästigt er seine Mitbürger. Das ist alles.

Was die Griechen am Gewohnheitstrinker störte, war seine vom habituellen Weingenuß bedingte Trägheit, seine Willen- und Antriebslosigkeit. Wer dauernd beduselt auf Symposien herumliegt wie die odysseeischen Lotophagen, der ist verweichlicht, unmännlich, genußfixiert wie Frauen und Kinder. Wer zum Sklaven seiner Gelüste geworden war, paßte schlecht ins aristokratische Kriegeideal. Es ging in den Diskursen über den Weingenuß um dessen Kultivierung, darum, die Befriedigung der sinnlichen Begierden maßvoll zu betreiben – und nicht um einen irrationalen Kampf gegen die Droge oder „die Sucht«! Dionysos war ein *G o t t* – wer wollte sich wohl auf einen Kampf mit ihm einlassen? Er bekam seinen Tribut und man zollte ihm im Umgang den gebührenden Respekt.

Statt Kultivierung – Medikalisierung

Ich weiß nicht, ob ich die Unterschiede übertreibe, wenn ich unsere heutige Haltung – von der Antike her gesehen – problematisch finde. Man stelle sich vor, jemand unterstände sich, Trinker, Raucher oder Kokainisten schlicht als *Genießer* zu bezeichnen oder allenfalls als *genußverliebt*. Wer traute sich, dafür einzustehen, die beflügelnde Heiterkeit des Schwipses sei durchaus schätzenswert und Rauchen zum Beispiel eine recht genußvolle Angelegenheit? Vollends zum Außenseiter machte sich einer, der verriete, Opiate könnten unvergeßliche, erhebende, geistig klärende und bezaubernde Momente reiner Glückseligkeit und innerer Harmonie schenken. – Ja, was glaubt man denn aber, warum Menschen diese Drogen für so begehrenswert halten?

Der Drogen-Diskurs ist heute so vollständig unter den Aspekt der »Sucht« gestellt worden, daß man den Genuß, den Rausch-Drogen vermitteln können, völlig aus den Augen verloren hat bzw. generell den Rausch vom Genuß abkoppelt. Gerade dies führt zu einer verhängnisvollen Dämonisierung der Droge und am Ende zu einer verfehlten, kontraproduktiven Drogenpolitik. Vielleicht muß man es den Braven und Nüchternen noch einmal erklären: Die Derivate des Mohn-Saftes nimmt niemand zu sich, weil er gern obdachlos am Hauptbahnhof herumlungert oder den Straßenstrich für eine verlockende Berufsperspektive hält. James N. Davidson bemerkt sarkastisch, manche Menschen, die zum ersten Mal eine gefährliche Droge probierten, seien mittlerweile schon ganz überrascht, wenn sich dabei ein Genußerlebnis einstellt:

»Sie glauben daher, die Gefahr der Droge, ihre Kraft, sich des Opfers zu bemächtigen, es an sich zu binden, liege in irgendwelchen okkulten Vorgängen verborgen. Das Ergebnis ist eine unüberwindliche Schranke zwischen dem Verlangen nach Dingen, die als »Drogen« eingestuft werden, und allen anderen konsumierbaren Dingen. Die Herrschaft über die Lust auf Schinkenbrötchen, auf Ferien am Strand, das Verlangen nach der Rhetorik von Evangelistenpredigern oder Bestsellerliteratur wird ... als etwas anderes erachtet als die Herrschaft über das Verlangen nach Alkohol, Zigaretten oder Kokain. Wird ein ähnlich 'triebhaftes' oder 'genußsüchtiges' Verhalten gegenüber Nichtdrogen beobachtet, dann wird ... , indem das Verständnis auf den Kopf gestellt wird, der Gegenstand als Droge oder drogenähnlich eingestuft. Es läßt sich schon voraussehen, daß in naher Zukunft die Chemie unseres eigenen Körpers, die Endorphine und das Adrenalin, als Substanzen gelten werden, die von uns 'mißbraucht' werden können, und daß ein

weiter Bereich menschlicher Betätigungen als suchtvordächtig und Genuß selbst bereits als weitere Droge eingestuft wird.« (a.a.O., 166)

Statt die Lüste zu kultivieren und die Genußfähigkeit – als bejahte und gewollte kulturelle Kompetenz mündiger Menschen – zum Gegenstand eingehender, sorgfältiger Erziehung und Bildung zu machen, wird die Droge dämonisiert und ihr Genuß moralisiert bzw. medikalisiert. Diese Fehlentwicklung mündet am Ende in eine staatliche Drogenpolitik, die die Unmündigkeit des Menschen zum Axiom erklärt und sein Bedürfnis nach Rausch und Entgrenzung medikalisiert und pathologisiert, anstatt es zu zivilisieren.

Die Begierde nach Drogen ist grundsätzlich so wenig (oder so viel) eine Krankheit wie das Bedürfnis nach Religion und metaphysischen Trost. Beides entspringt, wie Charles Baudelaire feststellte, der gleichen »*Sehnsucht nach dem Unendlichen*«.

Der Genuß von Drogen wird jedoch per se zum »Mißbrauch« erklärt und das menschliche Ur-Bedürfnis nach Schmerzlinderung, Beflügelung oder geistiger Harmonie zur pathologischen Charakterschwäche. Man unterstellt die Bürger präventiv der Staatsaufsicht, da man ihnen einen mündigen, verantwortungsbewußten und kultiviert genußfähigen Umgang mit dem Rausch nicht zutraut. Statt Erziehung baut man auf *Repression*. Die Repression aber setzt erst den *Kreislauf von Kriminalisierung und Sucht* in Gang, bringt die mafiosen Strukturen des illegalen Marktes hervor, der für das Elend der Abhängigen verantwortlich ist.

Vielleicht sollte ich dies noch einmal wiederholen: Das notorische Elend Drogenkranker – ihre Vergiftung mit gepanschten Chemikalien, ihre horrende Ausbeutung, die in die Prostitution und Beschäftigungskriminalität treibt, die Illegalisierung, die sie zur Beute gewissenloser Verbrecher macht –, all das rührt nicht von der Droge her, sondern ist Effekt der sozialen und politischen Umstände, der Kriminalisierung, Illegalisierung und Ausgrenzung sowie der kriminellen Praktiken einer weltweiten Drogen-Mafia, deren Treiben man ganz offenkundig nicht unterbinden kann oder will.

Protestantismus und 'Natürlichkeit'

Ich habe die Historie ausführlich zu Wort kommen lassen, weil einen die Genealogie des modernen Sucht-Begriffes schon auf ketzerische Gedanken bringen kann. Wie so oft in der Ideenge-

schichte ist die Herausbildung auch dieses Konzeptes von Diskontinuitäten, Brüchen und abrupten Wendungen gekennzeichnet. Die Droge beginnt ihre Karriere in der Menschheitskultur als magisch-religiöses Requisite. Sie erlaubt die *Kommunikation* mit den Göttern und die *Kommunion* mit dem All-Einen der universalen Natur. Schamanistische Praktiken, Orakel, Weissagungen, Heilungen, Opferfeste und zeremonielle Riten aller sakralen Art sind mit der Einnahme von Drogen verbunden.

Vielleicht war es die Entdeckung alkoholischer Getränke, die einen Bruch herbeiführte und eine erste Profanierung der Droge ermöglichte. Sie wurde nun als – wenngleich zunächst noch höheres, spirituelles – *Genußmittel* entdeckt, und zwar gerade in dem geschichtlichen Moment, in dem in Europa aristokratische Schichten begannen, den sinnlichen Genuß zu problematisieren, ihn mit Verdächtigungen, Restriktionen und Sanktionen zu umgeben.

Der Genuß wird zum Hauptverdächtigen im Prozeß einer schleichenden, später rapiden *Moralisierung* mit religiösen Untertönen. In säkularer Form diskreditiert die aufgeklärte idealistische Moralphilosophie den Sinnen-Genuß, vor allem, wenn ihm leidenschaftliche Hingabe entgegengebracht wird, als Beleidigung und Beschmutzung der Menschenwürde, die an die Vernunft, nicht an den Leib oder die Person gebunden ist. Der aufklärerische Kult um die alles beherrschende, alles kontrollierende Rationalität will den Rausch ganz aus der menschlichen Existenz verbannen. Die Aufklärung ist ihrem Wesen nach anti-romantisch und anti-dionysisch. Immanuel Kant, dem alles Exzessive und Ekstatische zuwider war und der, nach einem Besuch in einem Asyl für Gemütskranke, zeitlebens eine Heidenangst vor Irren und Wahnsinnigen behielt, doziert nicht ohne unfreiwillig komische Pedanterie über die Drogen:

»Die Einbildungskraft zu erregen oder zu besänftigen gibt es ein körperliches Mittel in dem Genusse berauscher Genießmittel, deren einige die Lebenskraft schwächend [...] andere stärkend, wenigstens ihr Gefühl erhebend [...], alle aber widernatürlich und gekünstelt sind.« (»Anthropologie«, A 70)

Nun sind »*berauschende Genießmittel*« in der Regel, wenigstens zu Kants Zeit, nicht anders als Nahrungsmittel oder Arzneien, keineswegs »widernatürlich«, – und »gekünstelt« allenfalls insofern sie eben von Menschen aus pflanzlichen

Naturprodukten hergestellt werden. Alles Rohe ist natürlich, alles Gekochte »gekünstelt«, alle Kultur ist im Prinzip »Widernatur«. Auch wenn einige höhere Tiere – ich meine: Elefanten, Wildschweine oder Affen –, sich gerne an vergorenen Früchten berauschen, ist der Gebrauch von Drogen wesentlich doch eine kulturstiftende und kulturbegleitende Tat des Menschen, nicht »Widernatur«, sondern Über-Natur.

Kants »Natürlichkeit« hat mit Natur in Wahrheit nichts zu tun. Er verwechselt Natürlichkeit mit gesellschaftlich sanktionierter Durchschnittlichkeit oder Normalität, und das in ganz bestimmtem Interesse, denn die Affekte des Rausches und der Ekstase sind ihm zutiefst unheimlich und zuwider, wohl weil sie dem Kontrollbedürfnis der Vernunft Schranken setzen. »Wenn der Affekt ein Rausch ist«, behauptet Kant apodiktisch, dann ist »die Leidenschaft eine Krankheit, welche alle Arzneimittel verabscheut«. »Leidenschaften sind Krebschäden für die reine Vernunft und mehrenteils unheilbar, weil der Kranke nicht will geheilt sein...« (A 227, 228)! Deshalb dekretiert Kant: »Man benennt die Leidenschaft mit dem Wort Sucht«, und Süchte sind für ihn »Krankheiten, wider die es nur Palliativmittel gibt«, sie sind daher mit anderen Worten – »ohne Ausnahme böse«!

Konstruktion des Süchtigen

Kant verzwirbelt die Stränge der Normierung, Moralisierung und Medikalisation zu einem Strick, der dem neu entdeckten »Süchtigen« in der Folge um den Hals gelegt werden wird: Affekt, Leidenschaft, Rausch sind zugleich und in einem moralisch böse, widernatürlich und krank. Damit liegen alle Elemente bereit, um die Figur des »Süchtigen« zu konstruieren, der von einer Krankheit geknechtet wird, für die er aber zugleich moralisch selbst verantwortlich ist. Die Wurzel seiner Verwahrlosung liegt im bösen Willen des Drogengenießers, sich in Abständen willentlich der Vernunftkontrolle zu entziehen, sich den Träumen, Visionen und Euphorien zu überlassen, die ein Pharmakon ihm zu schenken vermag, und dem Rausch seine Rechte im Leben einzuräumen. Damit ist der Grundstein der Moralisierung gelegt, die den Drogenbenutzer zum Inbegriff der verantwortungslosen Lebensuntüchtigkeit, Verworfenheit und Verwahrlosung machen wird.

Die beschworene »Natürlichkeit« ist ein moralisierender ideologischer Kampfbegriff. Wie Baudelaire in seiner »Lobrede auf das Schminken« mit Recht betont, verdanken wir alles Menschliche, Schöne und Gute eben gerade nicht der Natur und ihrer rohen »Natürlichkeit«:

»Man lasse alles, was natürlich ist, Revue passieren, man untersuche sämtliche Handlungen und Begierden des bloß natürlichen Menschen, und man wird nichts als Scheußlichkeiten finden. [...] Das Verbrechen, an dem das Menschentier vom Mutterleib an Gefallen hat, ist natürlichen Ursprungs. Die Tugend hingegen ist künstlich, übernatürlich... [...] das Gute ist immer Ergebnis einer Kunst...«

Was Baudelaire der Mode nachsagt, gilt *mutatis mutandis* auch für den Drogengebrauch, er kann

»als ein Zeichen für das Streben nach dem Ideal gelten, das im menschlichen Gehirn alles überdauert, was das natürliche Leben dort an Grobem, Irdischem, und Schmutzigen anhäuft, als eine erhabene Deformation der Natur, oder vielleicht als ein dauernder und wiederholter Versuch, die Natur zurechtzubringen.«

So zeigen auch Menschen, die Drogen nehmen,

»ihr unwillkürliches Verlangen ... nach der gesteigerten Würde künstlicher Formen, ihren Abscheu vor dem Wirklichen, und beweisen damit absichtslos die Immaterialität ihrer Seele.« (Charles Baudelaire, »Lobrede auf das Schminken«, Ges. Werke / Briefe Bd. 5, München / Wien 1989, S. 248)

Die Apostel einer normativen »Natürlichkeit«, die sich auf Nüchternheit reimt, sind im Grunde wie der selige Leibniz davon überzeugt, in der besten aller möglichen Welten zu leben. Warum sonst empören sie sich über diesen »Abscheu vor dem Wirklichen«, der die Liebhaber des Rausches in die künstlichen Paradiese treibt?

Zweifellos erhebt, wer Drogen außerhalb sakraler Rituale benutzt, einen substantiellen Protest gegen die Wirklichkeit. Aber seit wann ist die Wirklichkeit denn ein Gott, vor dem man auf die Knie fallen muß? Verdient denn die Wirklichkeit eine solche unbedingte Affirmation, das jeder Fluchtversuch mit Zwangstherapie bestraft werden muß? Nicht nur in Religion und Kunst, in Medizin und Technik – im Grunde befindet sich der Mensch existentiell immer im Aufstand gegen das Reale, »so wie es ist«! Im Übrigen: Was ist so überaus verwerflich daran, Sehnsucht nach einem Zustand zu hegen, in dem Schmerzfreiheit, Angst- und Sorglosigkeit, gesteigerte geistige Klarheit und intensiviertere sinnliche Erfahrungsfähigkeit den

Menschen über sich selbst, seine alltägliche und natürliche Borniertheit, Hinfälligkeit und Endlichkeit hinausheben?

Baudelaire unterstellte den Liebhabern von Wein, Haschisch und Opium »*Sehnsucht nach dem Unendlichen*«. Wenn das stimmt, dann treibt sie exakt das gleiche Motiv wie die Philosophen, namentlich die Idealisten unter ihnen, von Platon bis Kant oder Hegel. Nur über die Wahl der Mittel herrscht Dissens. Die Philosophen akzeptieren nichts, was nicht durch die Anstrengung des Geistes zustande gebracht wird. Das ist eine Berufskrankheit oder ein soziologischer Habitus. Seit den konservativ-aristokratischen Diskursen Platons und Aristoteles' gilt den Intellektuellen anstrengungsloser Genuß stets als suspekt. Er widerspricht den Regeln protestantischer Arbeitsethik. Innerweltliche Askese schließt den Verzicht auf alle Versuche ein, außeralltägliches Glück anders anzustreben als im Schweiß seines Angesichts. Daher das unausrottbare Ressentiment der Drögen – es ist der Reflex einer grämlichen, menschenfeindlichen religiösen Ideologie.

Ein verbohrt, ingrimmig anti-hedonistischer Protestantismus bemächtigt sich mit der Aufklärung des Diskurses über die Drogen und bekämpft erbittert jene Romantiker wie Byron, de Quincey, Novalis, E. T. A. Hoffmann, Edgar Allen Poe u. a. m., die in Theorie und Praxis mit ihnen experimentieren oder wenigstens flirteten. Der protestantische Arbeits- und Pflichtethiker erblickt im libertinen Genießer und Drogenbenutzer die Inkarnation all dessen, was er verabscheut. Im Rahmen der »*innerweltlichen Askese*« (Max Weber) des protestantischen Erwerbsmenschen steigt Nüchternheit zu einem positiven religiös-moralischen Wert auf. Gottgefällig ist nun der sachlich Nüchterne; selbst den von Gottesliebe berauschten Mystiker sieht man jetzt als gefährlichen Schwärmer an. Was Max Weber über das protestantische Mißtrauen der Kunst gegenüber sagt, gilt für alle Formen des Ekstatischen, einschließlich des Drogengenusses. Auch für die Droge gilt:

»Sie übernimmt die Funktion einer... innerweltlichen Erlösung: vom Alltag und, vor allem, auch von dem zunehmenden Druck des theoretischen und praktischen Rationalismus. Mit diesem Anspruch aber tritt sie in direkte Konkurrenz zur Erlösungsreligion. Gegen diese innerweltliche irrationale Erlösung muß sich jede rationale religiöse Ethik wenden als gegen ein Reich des, von ihr aus gesehen, ver-

antwortungslosen Genießens...« (M. Weber, »Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie«, Bd. I, Tübingen, 1988, S. 555)

Das verfluchte grämliche Muckertum, in dem sich protestantische Nüchternheits-Frömmerei und magersüchtige Genußfeindschaft mit dem dunkelhaften Intellektualismus der idealistischen Philosophie vereinigt, ist im Kern misanthropisch und betreibt, was Max Scheler mit vollem Recht den »*Verrat an der Freude*« nennt.

Pfaffen und Katheder-Philosophen eint seit jeher die miese, schlappschwänzige Furcht vor der unbeherrschbaren Anarchie menschlichen Glücksverlangens. Die moralisierenden Leichenbitter verlieren denn auch verblüffend schnell ihre Vornehmheit und Contenance, wenn ihnen ein wirklich aufgeklärter, materialistischer Anwalt irdischen, menschlichen Glücks in ihre sparsame Wassersuppe spuckt. Mit welchem Haß haben sie den Arzt und Philosophen de LaMettrie verfolgt, der unbekümmert zugab:

»Ich spreche vom Opium und jenem süßen und befriedeten Zustand, in dem man eine Ewigkeit verweilen möchte: ein wahres Paradies der Seele, wenn er von Dauer wäre; ein Zustand wonnigen Wohlbefindens... Welche wunderbare Wirkung hat doch ein Körnchen dieses Narkotikums, wenn es sich über das Blut im ganzen Körper verteilt! Seine Zauberkraft vermittelt uns mehr über das Glück als alle Abhandlungen der Philosophen zusammen!« (J. O. de LaMettrie, »*Über das Glück oder Das höchste Gut ('Anti-Seneca')*«, Nürnberg 1985, S. 28)

Das ununterdrückbare, mächtige menschliche Urverlangen nach Glück, nach Schmerzlosigkeit, Schönheit und Harmonie findet viele Ausdrucksformen. Wo steht, außer bei den Moralphilosophen, geschrieben, dieses Verlangen müsse und dürfe sich ausschließlich in der Produktion von Werken verausgaben? Warum ist die Flucht vor der Wirklichkeit verboten? Jede Roman-Lektüre, jeder Kino-Besuch oder Fernsehabend ist ein Stückchen »*Wirklichkeitsflucht*«, genauso wie jedes Kunstwerk, wie bitter und verzweifelt es sein mag, das menschliche Anrecht auf Glück verteidigt. Wir haben mit Eselsgeduld tausend Philosophen angehört, die uns Ernst, Nüchternheit, Realitätsanpassung und Pflichttreue predigen. Deshalb dürfen wir uns ein einziges Mal eine Gegenstimme gönnen wie die LaMettries, der uns zuruft:

»Betäuben wir unsere Schmerzen und stürzen wir uns ins Vergnügen! Lassen wir uns auf unangenehme Dinge gar nicht erst ein! ... (Ü)bertünchen wir die düsteren Farben im Gemälde des Lebens mit frischen

und heiteren! Je dunkler der Untergrund, desto mehr Blumen sind vonnöten, und aus Mangel an natürlichen müssen es künstliche sein. Ein angenehmer Irrtum wird mehr geschätzt als hundert traurige Wahrheiten.« (a. a. O., S. 143)

Haben Sie keine Angst, meine Damen und Herren, ich rufe Sie nicht zum Rauschgiftkonsum auf und treibe niemanden in die Arme des nächstbesten Dealers. Ich finde nur manchmal einen Ketzer ungemein erfrischend, wenn das Getöse der Gesundheitsapostel und Realitätsverehrer zu aufdringlich wird. Wir haben ohnehin nur wenige solcher furchtlosen, genußfreundlichen Häretiker – und wo sollen sie zu Wort kommen, wenn nicht hier.

Erfundene Krankheit: Gespenst der ‘Sucht’

Meine Damen und Herren,

die moralisierende Verurteilung des »verantwortungslosen Genießens« zeigt ihre religiösen und ideologischen Wurzeln nicht mehr gern. Die genußfeindliche Moral maskiert sich unter modernen Bedingungen mit einer scheinbar objektiven, neutralen, »wissenschaftlichen« Larve. Die moralische Disziplinierung wird in der Moderne zu weiten Teilen von der – vermeintlich der Ideologie unverdächtigen – Sozialmedizin übernommen. Seitdem eine institutionalisierte bevölkerungspolitische Sozialhygiene sich mit der naturwissenschaftlich-objektivistischen Medizin und der Staatsmacht zur staatlichen Gesundheitspolitik verbunden hat, gibt es auch eine disziplinarische Drogenpolitik. Der Feldzug zur Eindämmung des Alkoholismus war ihre erste bevölkerungspolitische Herausforderung.

Die moderne Medizin beweist nun seit anderthalb Jahrhunderten eine bemerkenswerte Kreativität darin, gewöhnliche menschliche Lebensphänomene zu medikalisieren, d. h. zu »Krankheiten« emporzustilisieren, die dann in den Kompetenz-Bereich des Humanmediziners fallen. Das 19. Jahrhundert kannte die nahezu epidemische »Hysterie« bei Frauen und die »Neurasthenie« bei Männern. Heute steht in Frankreich die »Spasmodophilie« an der Spitze der Volkskrankheiten. In Deutschland weiß man zu gleicher Zeit gar nicht, was das ist oder sein soll. Dafür kennt England nichts von den aktuellen deutschen Massenkrankheiten wie Herz-Insuffizienz, Osteoporose oder Erhöhten Cholesterin-Werten. Ich will damit sagen: Krankheiten sind keine für sich beste-

henden, substantiellen Entitäten, die eine strikt empirisch arbeitende Medizin im Bereich des Humanbiologischen vorfinden und „entdecken“ könnte, sondern gesellschaftliche Konstrukte wie andere kulturell bedingte Begriffe und Konzepte auch. Bestimmte Erscheinungen werden zusammengebracht, verallgemeinert und unter einem Namen gepreßt. Ob diese Erscheinungen an sich eine pathologische Bewertung verdienen, ist eine Frage der gesellschaftlichen Konvention. Ob man den heftigen Wunsch, eine bestimmte beglückende Erfahrung häufig zu wiederholen, »krank« nennen will, ist letztlich, trotz neurobiologischer Korrelate, keine wissenschaftliche, sondern eine moralische Entscheidung.

Einen Mann, der seinen Ehrgeiz dahinein legte, mit so vielen Frauen wie möglich zu schlafen, nannte man früher vielleicht einen Hurenbock, aber man schickte ihn deswegen nicht zum Arzt. Heute leidet er (auch wenn er gar nicht „leidet“) unter dem psychopathologischen Borderline-Syndrom des »Don-Juanismus« und braucht Psychotherapie. Der selbe Mann, wenn er im Alter seine Sexbesessenheit verlor, lehnte sich früher entspannt zurück, lobte den Segen der Reife und dankte Gott für den Frieden des Alters. Heute behandelt man ihn wegen »Männlicher Wechseljahre« oder *male aging syndrome* (!) mit Testosteron-Pflastern und Aufbau-Pillen, denn das Altern ist inzwischen ebenfalls zur Krankheit erklärt worden.

Die Erfindung neuer Krankheiten wird heute zumeist aus der zwanghaften ökonomischen Logik des Gesundheitswesens betrieben – sie kann aber auch handfeste ideologisch-politische Gründe haben, welche ihrerseits die staatliche Sozialmedizin grundieren.

Therapie als moralische Orthopädie

So verhält es sich mit der Erfindung der »Sucht« und ihrer Bewertung als Krankheit. Um dieses Konstrukt plausibel zu machen, mußte zunächst eine pharmakologische Dämonisierung her, die Fiktion von der übermächtigen Droge, die angeblich die magische Fähigkeit besitzen soll, dem Menschen schlagartig oder durch Gewohnheit seinen Willen und seine Selbstbestimmung zu rauben und ihn biochemischer Fremdbestimmung zu unterwerfen. Die Droge wird zum mythischen Subjekt der Verworfenheit, zu einer grundbösen Chemikalie, die auf okkulten Wegen Kriminalität, Prostitution, Gewalttätigkeit und Armut aus sich

hervortreibt. Am perfidesten betreibt diese Dämonisierung die krypto-protestantische Ideologie der »Anonymen Alkoholiker«, einer in den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts in den Vereinigten Staaten aus dem fundamentalistischen Baptismus erwachsenen Abstinenzler-Bewegung, deren Gehirnwäsche-Praktiken auf breiter Basis Eingang gefunden haben in die Therapie sog. Alkohol-Abhängiger. Wer sich in die Fänge dieser therapeutischen Sekte begibt, muß als erstes, quasi zur Initiation, »bekennen«, daß er dem übermächtigen, satanischen Alkohol lebenslang unterworfen bleibt. Soziale Störungen wie Aggressivität, Gewalttätigkeit und Kriminalität, deren Ursachen in schlechter Erziehung, Armut, zerrütteten Familienverhältnissen, Arbeits- und Perspektivlosigkeit usw. zu finden sind, werden zur Wirkung der als satanisch und übermächtig dämonisierten Droge erklärt.

Das Stigma des »Alkoholikers« darf der Trinker niemals mehr ablegen. Man suggeriert ihm gegen alle Vernunft und wissenschaftlich belegte Erfahrung, schon jede Weinbrand-Bohne werde ihm künftig zum Verhängnis werden und in den Sumpf der Sünde zurückfallen lassen. Niemals mehr wird er ohne fremde Hilfe ein souveränes Leben führen können. Der Preis für relative „Trockenheit“ ist totale Unterwerfung und die Aufgabe persönlicher Souveränität. Bei jedem Treffen muß diese rituelle Unterwerfung unter die Macht der Droge wiederholt werden, bevor mit selbsterniedrigenden Bußübungen der Weg zur Besserung angetreten werden kann.

Medikalisierung und Repression

Dieser absurde, jeder wissenschaftlichen Grundlage entbehrende Sektiererwahn wurde rasch auf andere Drogen übertragen. Nur so konnte aus einer schlechten Angewohnheit eine Krankheit, die »Sucht« konstruiert werden, ein Konzept, das den Drogenbenutzer zu einem von einem mythischen, ultra-infektiösen Satan besessenen Kranken macht, dem nur der Exorzismus durch psychiatrische und psychologische Therapie-Experten noch helfen kann.

Den sog. »Drogensüchtigen« fängt man dabei in einer üblen, irgendwie schon diabolischen double-bind-Falle: Er soll einerseits zugeben, dem grundbösen Pharmakon gegenüber völlig machtlos zu sein und fremder Hilfe zu bedürfen – und dann gleichzeitig für sich und sein Leben die Verantwortung übernehmen. Die »AA« haben diese demoralisierende

Gehirnwäsche bis zur Perfektion entwickelt. Anstatt an den Willen und die Verantwortung des Betroffenen zu appellieren, seine Motivierung zu fördern und seine Souveränität zu stärken, wird alles getan, seinen Stolz zu brechen, ihn zu demütigen und zur Selbsterniedrigung zu zwingen. Eine Abhängigkeit wird damit durch eine andere ersetzt. Früher konnte der Therapie-Delinquent ohne Schnaps nicht leben, jetzt nicht mehr ohne Sekten-Treffen und therapeutische Gruppensitzungen, Selbstbezeichnungen und rituelle Bußfertigkeitserbetungen.

Keine Therapie ist eindeutiger selbst „eben die Krankheit, die sie zu heilen vorgibt“ (so K. Kraus einst über die Psychoanalyse). In dem sie den sozial stigmatisierten Delinquenten zwingt, sich endlos rituell als »Alkoholiker« zu bezeichnen, der lebenslang Sklave seiner Droge bleibe, fesselt ihn eine durchtriebene und offenkundig sadistische Praxis erst recht an den Dämon Alkohol und zementiert auf dem Wege der sich selbst erfüllenden Prophezeiung seine Existenz als stigmatisierter »Süchtiger«, der niemals wieder volle Freiheit erlangt bzw. zugebilligt bekommt. Nur mit negativen Vorzeichen zentriert man seine Lebensvollzüge weiterhin auf die Droge Alkohol, mit deren dämonischer Kraft er sich lebenslang auseinandersetzen soll. Gerade durch diese perfide Verhaltensverschreibung sorgt man dafür, daß die hypertrophe Faszination bestehen bleibt und das Begehren stets wachgehalten wird. Ihm wird überdies so genau das genommen, was er als erstes braucht, um mit seinen übermächtig gewordenen Gewohnheiten zu brechen: Stolz, Selbstvertrauen, das Gefühl für die eigene Freiheit.

Ich bin mir bewußt, daß dies ein schwerwiegender Vorwurf ist, den viele wohlmeinende Menschenfreunde und Therapeuten guten Gewissens weit von sich weisen werden, aber ich bin davon überzeugt, daß die heutigen staatlich oder halbstaatlich verhängten Therapien – Hand in Hand mit einer extrem restriktiven Drogenpolitik – mehr Drogen-„Opfer“ produzieren, als sie »heilen«.

Der verkappte Protestantismus der sozialhygienischen Volkserzieher beruht auf philosophischen Voraussetzungen, die, würden siedenn einmal explizit und öffentlich ausgesprochen, heute wohl eher Kopfschütteln verursachen. Sie operieren mit einer humanistischen Metaphysik der Vernunft, der idealistischen Fiktion eines freien Willens und der normativen Verherrlichung einer

vermeintlich „gesunden“, realitätsangepaßten Rationalität – mit Werten einer optimistischen Aufklärung also, die von der Geschichte längst als fromme Wünsche und narzißtische Menschheitsverklärungen entlarvt wurden. Es ist kein Wunder, daß eine auf diesen philosophischen bzw. ideologischen Voraussetzungen beruhende Sozialpolitik regelmäßig die Ziele verfehlt, die sie selbst sich gesetzt hat.

Eigentlich wäre es ja viel eher ein Merkmal „gesunder Realitätsanpassung“, wenn man gesundheitspolitische Konzepte, die jeden Tag ihr Scheitern unter Beweis stellen, endlich revidieren und aus dem Verkehr ziehen würde. Niemals in unserer Geschichte wurden so viele natürliche und synthetische Drogen, Medikamente und Rauschmittel konsumiert wie heute, die Zahl der jährlichen Drogentoten stagniert oder wächst. Warum kommt es nicht zum Offenbarungseid der staatlichen Drogenpolitik, die doch längst zugeben müßte, mit ihren Konzepten, Gesetzen und Praktiken auf ganzer Linie gescheitert zu sein? Welche Interessen stehen dem im Wege? Warum stattdessen stets nur »mehr vom Selben«? (*Plus ça change, plus la même chose*, sagt Paul Watzlawick)

Die Profanierung und Säkularisierung der Droge vollzieht sich niemals vollständig. Sie bzw. ihr Gebrauch bleibt, auch wo sich der Genuß nicht mehr nur mit religiösen, sondern mit Festen und Feierlichkeiten aller Art verbindet, ein machtvolles Medium der Außeralltäglichkeit. Die Droge sprengt die Sphäre des Alltäglichen, in der Disziplin, Arbeit, Zwang und Leistung die Normalität besetzen. Der Rausch setzt das Regiment der alltäglichen Ängste außer Kraft, sprengt die Fesseln der Sorge, spottet der Ökonomien des Zählens, Rechnens und Sparens, und macht das harte Leben vielleicht für Stunden zum rauschenden Fest der Sinne und der Phantasie.

Ob dionysische Ekstase, narkotische Versöhnung, stimmungsaufhellende Besänftigung und Kühlung oder Stillstand der Zeit im kalten Feuer der Visionen, Träume und Phantasmagorien – der Drogenrausch verheißt eine *Fermate*, eine lebenswichtige Unterbrechung im öden Einerlei erfahrungsarmen, entsinnlichten Arbeits- und Erwerbslebens. Er hält – zumeist sehr schmerzlich – die Erinnerung wach an das, was unserem Leben prinzipiell und unvermeidlich fehlt und behauptet dagegen die Utopie menschlicher, irdischer Glückseligkeit. Das macht den tapferen Trotz des Abstinenzlers, der mit

zusammengebissenen Zähnen beteuert, er könne auch ohne Drogen fröhlich sein und feiern, zu einer so rührend einfältigen Naivität.

Die süchtige Gesellschaft

Wer hat uns das angetan, daß wir heute so erbärmlich ängstlich, verkrampft, lieblos und genußvergessen uns gar nicht mehr trauen, den Rausch und seine Spender zu loben? Was hat uns in ein so hypokritisches Spieß- und Muckertum getrieben, daß wir die Lüste, Wonnen und Euphorien des Drogen-genusses nicht mehr preisen können, ohne zumindest sofort ein sauertöpfisches Dementi (bzw. memento moori...) folgen zu lassen?

»Tiefe Freuden des Weines, wer hat euch nicht gekannt? Wer einen Gewissenbiß zu beschwichtigen, eine Erinnerung heraufzubeschwören, einen Schmerz zu ertränken, ein Luftschloß zu erbauen hatte, sie alle haben dich angerufen, geheimnisvoller Gott, der sich in den Fasern des Weinstocks verbirgt. Wie groß sind doch die Schauspiele des Weines, die eine innere Sonne erleuchtet! Wie wahr und voller Inbrunst ist diese zweite Jugend, die der Mensch aus ihm schöpft. [...] (S)precht... ihr Richter, Gesetzgeber, Weltmenschen, ihr alle, die das Glück milde stimmt, ... spricht, wer von euch wäre mitleidlos genug, daß er den Mut fände, den Menschen zu verdammen, der sich Genie antrinkt?« (C. Baudelaire, »Wein und Haschisch«, Ges. Werke / Briefe Bd. 2, München / Wien, 1989, S. 121)

Solche Elogen dürfte Baudelaire doch heute gar nicht mehr veröffentlichen, ohne daß ein Heer von gesundheitspolitisch korrekten Suchtberatern, Psychotherapeuten, Psychiatern, Versicherungsgutachtern und Fitness-Beratern ihm auf den Fersen wäre und rief: »Ergreift ihn! Steckt ihn in die tiefste Gruppentherapie! Werft ihn vor die Suchtberater!« –

Dabei wäre es zu allererst unsere Gesellschaft, die einer Therapie bedürfte, schon weil sie offenkundig schizophoren agiert: Massenhafter Alkohol- und Tabakkonsum ist bekanntlich ein gigantischer Wirtschaftsfaktor und als staatlich und kulturell geduldeter Drogenkonsum eine ergiebige Quelle von Steuereinnahmen. (Würde man sich durchringen, wo man doch in der Doppelmoral ohnehin zuhause ist, den Konsum vergleichsweise harmloser Drogen wie Haschisch und Marihuana, anstatt ihn weiter zu kriminalisieren, zu besteuern, wären die Sorgen des Finanzministers vermutlich schon erheblich geringer.)

Zum anderen wird ein immer größerer medizinischer, sozialpädagogischer und kriminologisch-polizeilicher Aufwand nötig, um eben jenen Dro-

gengenuß und seine angeblichen oder tatsächlichen Folgen zu bekämpfen, von dem Staat und Industrie doch offen und unverhohlen profitieren. Die Gesundheitsministerin, die die Tabaksteuer erhöht, will, daß weniger geraucht wird, muß aber eben dies gerade befürchten, weil sonst die bereits einkalkulierten Steuer-Einnahmen ausfallen.

Die Schizophrenie der Politik ist nur Widerschein einer strukturell schizoiden Kultur. Unsere »*analgetische Kultur*« (Leszek Kolakowski) versucht, Schmerz und Leid, ja jede Befindlichkeitsstörung aus dem Leben zu verbannen. Allein in den USA werden jährlich 200.000 Tonnen Aspirin verbraucht. Im vergangenen Jahr wurden in Deutschland 162 Millionen Packungen Schmerzmittel verkauft. Eine übermächtige pharmazeutische Industrie innerhalb eines aufgeblähten Gesundheitssystems ist auf den Kult der Beschwerdefreiheit und Schmerzlosigkeit angewiesen. Und da wundert man sich, wenn die Schmerztoleranz immer weiter sinkt und die Sehnsucht nach Schmerzfreiheit den Konsum von Haschisch und div. Opiaten entsprechend ankurbelt?

Um den Kreis noch weiter zu ziehen: Die auf unentwegt zu steigendem Konsum basierende Ökonomie zwingt uns eine Alltagskultur auf, die durch die Inflationierung des Festes charakterisiert ist. Events, Feste, Festivals, Mega-Spektakel, Höhepunkte aller Art überschlagen einander in einer Logik des Sensationellen, in der paradoxerweise gerade das herausgehobene, besondere, außeralltägliche Ereignis zum Normalfall wird und das Leben zu einer ununterbrochenen Serie von *high lights*. Das Fest – oft mit Rauschexzessen verbunden – diente einst (gleichgültig, wie groß man den historischen Radius dieses „einst“ veranschlagt) dazu, den Alltag zu *skandieren* und zu *rhythmisieren*, um ihn, selbst in Notzeiten, erträglich zu halten. Jetzt aber haben wir eine Situation, wo das Fest die Alltäglichkeit verschlingt, indem sie sich mit ihr gleichsetzt.

Da jedoch das Bedürfnis nach Strukturierung und Rhythmisierung des Alltags nicht zum Verschwinden gebracht werden kann, hilft nur die inflationäre Logik der sensationellen Überbietung. Ist es ein Wunder, daß eine solche Kultur den idealen Boden abgibt für den Bedarf nach existenz- und lebenssteigernden Drogen, sei es, um den Taumel der inflationären Ekstasen durchzustehen, in den Diskotheken etwa mit Hilfe der chemischen

Designerdroge *Extacy*, sei es, um der Inflationierung mit noch stärkeren Reizen zu entkommen, wie sie die Opiate bieten?

Man kann es schizoid nennen, kontraproduktiv oder paradox: Die Medikalisierung des modernen Lebens, der frenetische Kult um Jugend, Schönheit und Gesundheit, die nagende Angst vor Hinfälligkeit, Krankheit, Alter und Tod produzieren, was sie zu bekämpfen vorgeben – eine süchtige Gesellschaft. Von ihr profitiert die gigantische kapitalistische Schattenwirtschaft einer global operierenden Drogenmafia, die jährlich fünf oder zehnmal Mal mehr Menschen tötet, als der gegenwärtig hysterisch beschworene internationale Terrorismus: eine toxische Ökonomie, deren Übergang in die Bereiche legaler pharmazeutischer Industrie fließend ist. –

Die Botschaft der Rauschdrogen

Ein unendlich langer, windungsreicher Weg der kulturellen Evolution bringt endlich das Subversive und Gefährliche der Droge zutage. Denn die Erfahrung anderer Wirklichkeiten läßt sich nicht nur im Register des Religiösen formulieren. Die drogen-induzierte Erkenntnis, daß die sogenannte wirkliche Welt nicht die einzige und wohl auch nicht die beste aller möglichen ist, muß nicht zwangsläufig in die mystische Schau Gottes münden. Schlichter und in einem säkularen, materialistischen Register offenbart diese Erfahrung dem Rückkehrer von der »Reise«, dem Trip oder der Ekstase nicht mehr und nicht weniger als die *Kontingenz* dieser wirklichen Welt, ihre bodenlose Absurdität und ihre nachhaltige Unmenschlichkeit.

Die bedauernswerten Lotophagen unserer Zeit, die den Rückweg verloren haben und an der Nadel, der Flasche oder dem Pillenstreifen hängengeblieben sind, werden als sozialhygienisches Ungeziefer zum Fall für die psychiatrischen Kammerjäger einer effizienten Bio-Staatsmacht. Die Botschaft jener Verlorenen, die wie die gewaltsam auf die Schiffe verbrachten Gefährten des Odysseus »*schwermüthigen Herzens*« klagen, wird geflissentlich totgeschwiegen oder geht im moralisierenden und medikalisierenden Geschwafel der Experten für soziale Gesundheit unter. Diese Botschaft besagt, daß für eine wachsende, beträchtliche Zahl von Menschen das Leben in der hysterisierten Eiswüste der Normalität unerträglich

geworden ist. Sie erinnern uns daran, wieviel „wir“, die angeblich Gesunden, Charakterstarken und Produktiven an uns selbst verraten und unterdrücken müssen, um uns einer Realität anzupassen, die uns krank macht, deprimiert und verkrüppelt.

Ich will den Drogengenuss damit keinesfalls zum subversiven Akt verklären, wie man es zu Hippie-Zeiten tat; ich hänge auch nicht mehr sozialistischen Träumen von einer Gesellschaft nach, in der allgemein obwaltende Harmonie, Liebe und Gerechtigkeit den Menschen eine Erfüllung schenkt, die Drogen „überflüssig“ macht. Drogen werden niemals „überflüssig“. Der Mensch, als Gegenstand anthropologischer Selbstreflexion genommen, ist auch insofern und besonders deswegen ein „Mängelwesen“, weil er sich und seinesgleichen ohne euphorisierende oder sedierende Drogen nicht aushält.

Mir fehlt der Optimismus, daran zu glauben, es würde irgendwann einmal ein großes Umdenken einsetzen, eine intelligente, von Wirtschaftsinteressen unabhängige, die Absichten der Mafia durchkreuzende Drogenpolitik sich entfalten und eine Pädagogik entwickelt werden, die unsere Kinder zu einem respektvollen, verantwortungsbewußten, kultivierten und souverän distanzieren Umgang mit Drogen erzöge. Auch dies haben Philosophen und Drogenliebhaber gemeinsam: Ihr Glück ist sozusagen kontrafaktisch, eher »surreal« als realistisch, beide besetzen unhaltbare, *a-topische* Positionen, in denen es sich nicht einrichten läßt und beide schließlich leiden an der Wirklichkeit.

Wer philosophiert, wird sich aber am Ende wohl doch, nach einem gedankenvollen Blick auf die Lotophagen und »*schwermüthigen Herzens*« vielleicht, auf die Schiffe des Odysseus verfügen und mit davonrudern, den Schmerz der Sehnsucht als Stachel in einem unruhigen Herzen. Drogen machen auf längere Sicht zumeist passiv, faul und – vom Wein, dem Redseligkeiten spendenden Treibstoff des Gedankenfluges, einmal abgesehen – schweigsam.

Es braucht aber immer auch Leute, die dazwischenreden, die die Sehnsucht, den Protest und Hoffnung gegen alle regressiven Schläfrigkeiten wachhalten, einen anderen, wirksamen Protest erheben gegen die betäubende Mixtur aus Denkfaulheit, Bequemlichkeit und Heuchelei, die heute den Umgang der Gesellschaft mit Rauschdrogen prägt. So gesehen ist die Aufklärung noch nicht beendet. Es gibt noch genug Gespenster, die zu ver-

treiben sind. Ein angemessen ironisch praktizierterer Polytheismus wird Dionysos nicht leugnen wollen. Der Rauschgott lebt und, wie es in Euripides' »*Bakchen*« über ihn heißt,

»und wie der Ruf ihn feiert, wie man uns erzählt, /
Gab er der Welt die Rebe, die den Kummer stillt. /
Denn wo der Wein fehlt, mangelt auch der Liebe
Lust, /
Und alle andern Wonnen fliehn die Sterblichen.«

Dionysos gab uns den Wein; sein Antipode Apollon brachte uns die Philosophie, um uns zu lehren, die Gabe zu achten und trotzdem, soweit unsere existentiellen oder neurobiologischen Ausstattungen dies zulassen, einigermassen frei zu bleiben. Der Mythos macht die Dinge einfach und überschaubar. Für uns steht in einer komplizierteren Welt eine philosophische Kultur des Genießens noch aus. Darüber demnächst mehr.

Für heute schließe ich, damit wir zu unserem abendlichen Glas Wein kommen, denn, wie der Dichter der »*Bakchen*« sagt,

»*Wem täglich ein stilles Glück wird: / Ihn preise ich
selig.*«

Ich danke Ihnen.

